

Die zerstörenden Kräfte in der Natur und ihr Verhältniss zum Naturganzen und zum Menschen

Autor(en): **Theobald, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **17 (1866)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-720372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

deutsche Tagesblätter, drei romanische und ein italienisches Wochenblatt die Berichterstattung über politische Vorgänge für unsern Kanton sich zur besondern Aufgabe gemacht haben, glaubt sich das Monatsblatt der kurzen Rundschau auf dem Gebiete der Politik wenn auch nicht ganz enthalten, so doch dieselbe auf möglichst wenige und kurze Angaben beschränken zu dürfen, welche in Form der Monatschronik geboten werden. Dafür sollen kurze Berichte über Verhandlungen und Beschlüsse besonders der kantonalen Behörden, dann Mittheilungen über die Thätigkeit der zahlreichen Vereine gebracht werden, und endlich wird das Blatt auch fortwährend über die mannigfaltigen Vorgänge Notizen bringen, die unser Volksleben spiegeln.

In der Führung der Redaktion ist auch eine kleine Aenderung eingetreten, von der wir unsern Lesern Nachricht geben möchten. Während in den letzten Jahren die Redaktion in mehreren Händen gleichzeitig lag, haben die daran Betheiligten, namentlich auch in Folge der Wohnsitzveränderung des Hrn. Reg.-Rath Wassali, für besser erachtet, die Führung der Redaktion und die Verantwortlichkeit für dieselbe in bloß eine Hand zu legen, wobei aber die Mitwirkung der übrigen Herren Mitredaktoren fortdauern wird. Beiträge für das Blatt und Mittheilungen über dasselbe — soweit solche nicht die Expedition betreffen — wolle man daher in Zukunft an den bezeichneten Redaktor, Seminardirektor A. Ph. Largiadèr in Chur, richten.

Und nun noch eine dringende Bitte an Alle, die sich für gemeinnützige Bestrebungen zu Gunsten unseres Volkes interessiren. Das Monatsblatt arbeitet an der Lösung einer schönen und wichtigen Aufgabe; aber es wird seinen Zweck ohne vielseitige Unterstützung durch Mittheilungen, Beiträge und Abonnement nicht erreichen können. Daher bitten wir alle Freunde und Gönner eines vernünftigen Fortschrittes in den verschiedenen Zweigen der Volkskultur, sie möchten unserm Blatt in den bezeichneten Richtungen ihre Unterstützung zu Theil werden lassen.

Chur, im Januar 1866.

Die Redaktion des bündn. Monatsblattes.

Die zerstörenden Kräfte in der Natur und ihr Verhältniß zum Naturganzen und zum Menschen.

Von Prof. G. Theobald.

Ein Volk des grauen Alterthums stellte die Natur sinnbildlich dar als eine erhabene Frauengestalt, von einem weiten, wallenden Schleier

umhüllt, und den Schleier durfte kein Sterblicher heben. Es war Isis, die große Göttin der Aegypter, und der Schleier bedeutete, daß keines Menschen Geist das Ganze der Natur und die in ihr geheimnißvoll waltenden Kräfte zu erfassen vermöge, während Leben und Freude, Tod und Unheil von ihren mächtigen Händen ausgehen und die schweigende Ruhe die herrschende allwaltende Kraft bedeute, welcher das Eine wie das Andere zur Erhaltung des Gleichgewichts im Weltganzen diene.

Jahrtausende sind vergangen, die alten Götter sind gefallen, aber das hohe Bild hat sich auf spätere Zeiten vererbt. Noch steht die große Verschleierte vor den Augen der Profanen verhüllt wie sonst und mag sich müßiger Neugier und lürsternem Vorwitz nicht offenbaren; wer aber mit dem Willen, die Wahrheit zu finden, und mit der Ausdauer des beruflichen Forschers ihr Heiligthum betritt, dem enthüllt sie wohl die ernste keusche Schönheit ihres Angesichtes und ihre Lippen sprechen Worte tiefer Bedeutung.

Es giebt zwei Wege in der Naturforschung, zur Wahrheit zu gelangen, nämlich die Erkenntniß des Einzelnen bis in seine kleinsten Theile und dann die allgemeine Anschauung, welche diese Einzelheiten zum Ganzen verbindet und aus ihnen mit philosophischem Geiste Schlüsse und Folgerungen zieht. Das Erste aber, die Kenntniß des Einzelnen, muß dem Zweiten vorausgegangen sein; denn man hat kein Urtheil über das, was man nicht kennt, und es sind bisher alle solche Versuche, die Natur ohne gewissenhafte Forschung zu begreifen, entweder das Gebilde der Einbildungskraft, denen doch wenigstens poetische Schönheit inwohnen kann, oder gehaltlose Redensarten geworden. Eben so wenig aber führt es zum Ziel, wenn man sich nicht über die Einzelheiten zu erheben und nicht zu allgemeiner Anschauung zu gelangen vermag und sich in bloßem Sammeln von Gegenständen oder Thatsachen verliert. Wer weiter nichts kann, gleicht dem Fabrikarbeiter, welcher z. B. nur ein einziges Rad einer Uhr machen kann, während der andere dem gleicht, welcher ohne Kenntniß der Theile eine Maschine zusammensetzen, oder ein Gebäude aufführen will. Beide Thätigkeiten des Geistes, Erkenntniß des Einzelnen und daraus folgende Einsicht in das Ganze müssen zusammengehen, wenn etwas Tüchtiges geleistet werden soll.

Es ließe sich in diesem Sinne noch Vieles sagen, allein es gehört zunächst nicht zu der Seite der Naturbetrachtung, welche uns heute vorliegt, und zu welcher wir nun übergehen.

Der Mensch ist in der Regel gewohnt, die ganze Natur auf sich zu beziehen, sich selbst als Mittelpunkt und Herrn derselben zu betrachten, und nach diesem Standpunkt bezeichnet er als nützlich das, was un-

mittelbar zu seinem Vortheil dient, als schädlich, was ihm unmittelbaren Nachtheil bringt. Das ist auch für das praktische Leben gewiß ganz gut und richtig; es fordert uns auf, das erstere nach Kräften aufzusuchen, zu erkennen und wo möglich sein Gedeihen zu befördern, seiner praktischen Brauchbarkeit und Nützlichkeit eine möglichst große Ausdehnung zu geben, das Andere aber eben wohl kennen zu lernen und durch diese Kenntniß seine schädlichen Wirkungen möglichst von uns und Andern fern zu halten. Es ist eine der großen Aufgaben der Naturforschung, in diesem Sinne für das Wohl der Menschheit zu arbeiten. Sie hat in neuerer Zeit früher Ungeahntes geleistet in der Bewältigung und Dienstbarmachung der Naturkräfte, in der Benutzung der Naturprodukte; sie hat dadurch weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen und die Fortschritte der Gegenwart berechtigen uns zu noch größeren Hoffnungen für die Zukunft. Denn je tiefer die Kenntniß der Natur, je umfassender die Einsicht in die Kräfte wird, die in ihr walten und schaffen, desto mehr wird es dem menschlichen Geiste gelingen, von ihnen gleichsam getragen, sich neue Gebiete zu erobern und nutzbar zu machen. So sind wir auch durch bessere Einsicht und bessere Benutzung der uns zu Gebote stehenden Mittel freier geworden von schädlichen Natureinflüssen. Sie haben die zauberische dämonische Macht auf das Gemüth der Menschen verloren, womit dunkle Zeiten sie geheimnißvoll umhüllten; Menscheng Geist und Menschenkraft stehen ihnen als ebenbürtige Gegner im Kampfe gegenüber und die Natur selbst liefert uns die Mittel, sie entweder zu bewältigen oder wenigstens unschädlicher zu machen und zu vermeiden.

Wo aber dies auch nicht in allen Fällen möglich ist, da hat uns wenigstens die Forschung gelehrt, daß es in der Natur nichts unbedingt Böses giebt, daß ihre sogenannte Nachtseite nichts anderes ist als die Nacht, welche dem Tage vorausgehen muß, daß aus dem Tode Leben, aus der Zerstörung neues herrliches Gebilde, aus der scheinbaren Verwirrung harmonischer Einklang folgt.

Fassen wir einige dieser Seiten ins Auge.

Tage lang wehte der Föhn von den Alpenpässen herab, der heiße Hauch der Wüste ging austrocknend und versengend durchs Land, die Blätter der Bäume hängen schlaff an den Zweigen, die Blüten senken durstig ihr Haupt, und immer stärker braust der südliche Luftstrom daher, der Himmel bedeckt sich mit grauen Streifen, lange Wolkenschichten jagen an den Bergen hin und in weißgraue Nebelschleier hüllen sich die Hörner. Da fällt ein kälterer Luftstrom vom Westen her in die dunstige Masse und in gewaltigem Kampfe ringen die beiden Söhne der Luft, wirbelnd treiben die Wolken durch einander. Mehr und mehr verdichten

sich ihre Massen, Blitze zucken aus ihnen hervor, der Donner rollt durch das Gebirg, weithallend durch das Echo wiederholt. Der Sturm erhebt sich und jagt die dunklen Wolkenballen vor sich her, unter ihm biegen sich knarrend die Tannen des Hochwaldes, und Stämme, welche Jahrhunderten getrotzt, stürzen entwurzelt und zerbrochen nieder vom Sturm und von Blitzstrahlen gefällt. Die Wellen des See's erheben hoch ihre weißschäumenden Kämme, unter dem Schlage der Brandung zittern die Felsen des Ufers. In dichten Massen treibt der Regen gegen die Flühen. Da schwellen die Wasser des Gebirgs und reißen Felschutt und Baumtrümmer mit hinab in die Thäler, die Werke der Menschen überfluthend und mit Trümmern überschüttend. Auf den alten Firnen löst sich der Schnee, Wasserströme und Schlaglawinen stürzen von den Gletschern und unten wächst der mächtige Thalstrom, die Ufer fassen die Wassermasse nicht mehr, sie wälzt sich verheerend über die Ebene. Die ganze Natur scheint im Aufruhr, allerwärts ist Zerstörung und Verwüstung. Aber am andern Morgen lacht die Sonne wie sonst über Gebirg und Thal und spiegelt sich in den Thautropfen, die an Zweigen und Halmen hängen, in frischerem Grün stehen Wald und Wiesen und Felder, als sei niemals diese festliche Ruhe unterbrochen worden. Das Gewitter hat das Gleichgewicht des Luftmeeres wieder hergestellt, in welchem regelmäßig wechselnd die Strömungen ihren Kreislauf vollenden, es hat die Erde getränkt, die Pflanzenwelt erquickt und auch seine Verwüstungen gleichen sich bald wieder aus. Der Wald ersetzt die gefallenen alten Stämme durch ein junges Geschlecht, das aus ihren Trümmern Nahrung zieht, der Felschutt deckt sich im Laufe der Zeit wieder mit grüner Pflanzendecke und die Ueberschwemmung läßt in vielen Fällen fruchtbaren Boden zurück. — Ueberhaupt erscheinen die Naturereignisse, welche in der Atmosphäre ihren Sitz und Grund haben, nothwendig zum Gedeihen des Ganzen; die klare Kälte, welche der Nordwind bringt, die Schneemassen, womit der Westwind uns überschüttet, der Föhn, welcher diese wieder herabsegt, wenn der Frühling kommt, alles ist wohlthätig zu seiner Zeit und für die Zone, welche wir bewohnen. Die Veränderlichkeit in unsern atmosphärischen Verhältnissen ist eine nothwendige Folge des ganzen Erdorganismus. Die Gründe davon haben wir an den Polen und in der heißen Zone und schließlich in der Gestalt und Lage der Erde zu suchen, welche von allen, die sie haben könnte, die vortheilhafteste ist. In jenen andern Weltgegenden gestalten sich Luft und Wetterverhältnisse anders als bei uns; aber auch die eisige Nacht der Pole, die sengende Hitze der heißen Zone, ihre gewaltigen Regengüsse, die Stürme, welche mit noch größerer Gewalt als bei uns

dahinbrausen über Land und Meer, sie sind Nothwendigkeiten für das Bestehen und Gedeihen des Ganzen und mit eingerechnet in den ewigen Vauß der Welt.

Hoch und erhaben steigen die schneeigen Häupter unserer Berge empor und ihre Felsen scheinen für die Ewigkeit gegründet; aber langsam im Laufe der Zeiten arbeiten Wind, Wetter und Wasser, arbeiten innere chemische Thätigkeiten an ihrer Umgestaltung und Zerstörung. Felsen brechen anscheinend von selbst herab, die alten Gräte verwittern und zerfallen, das Wasser führt ihre Trümmer hinab, ganze Bergseiten senken sich und gehen als Bergschlipfe mit unwiderstehlicher zerstörender Gewalt zu Thal, die Lawinen stürzen mit Windesschnelle von der Höhe und reißen mit sich, was auf ihrem verderblichen Wege liegt. Häufig sind diese unheimlichen Thätigkeiten der Natur für uns von den nachtheiligsten Folgen. Aber eben dieses allmälige Zerfallen und Verwittern der festen Felsenbedecke hat den Boden geschaffen, welchen das Pflanzenreich zu seiner Ernährung bedarf; auf ihm sproßt die grüne Decke unserer Alpen, reizend mit bunten Blüten geschmückt, in ihm wurzeln die mächtigen Stämme unserer Wälder, auf ihm breiten sich die üppigen Fruchtfelder unserer Thäler aus und auf den Schutthalden am Fuß des Gebirgs trägt die Rebe ihre herzerfreuende Frucht. In kurzer Zeit bedeckt die stille Thätigkeit des Pflanzenreichs die Trümmer des Bergsturzes, die unbeachteten Flechten, die kleinsten Polster der Moose, deren staubförmige Samen der Wind trägt, siedeln sich zuerst an und machen den kahlen Felsboden urbar für höhere Pflanzen, bis endlich durch Verwitterung des Gesteins, durch angehäuften Dammerde die Zwischenräume der Trümmer sich füllen und kräftiges grünes Leben die Stätte der Verwüstung umhüllt. Und unten in unsern Feldern verwandeln sich die aufgelösten Trümmer des Gesteins, welche in alter und neuer Zeit das Wasser hinabführte, und die Reste der abgestorbenen organischen Körper durch Vermittlung des Pflanzenreichs in Nahrung für Menschen und Thiere; jedes fallende Blatt des Waldes, jeder sterbende Grassalm, jede verwesende Wurzel liefert hierzu ihren Beitrag, denn in ewigem Wechsel kreisen die Stoffe in Luft, Wasser und Erde in immer neuen Gestalten erscheinend und wieder zerfallend und zurückkehrend in die allgemeine Werkstatt der Natur. Selbst die vernichtende Kraft des Feuers, welche die Körper in Asche und luftförmige Stoffe auflöst, muß durch eben diese Verbrennungsprodukte dem neuen Leben dienen, das die unsterbliche Macht der Natur aus scheinbarem Tode erweckt. Das organische Leben der Pflanzen- und Thierwelt, welches nach der Ordnung der Natur diesem

verfallen ist, erhebt sich durch den Wechsel der Stoffe in immer verjüngter Gestalt auf den Trümmern, welche vergangene Zeiten häuften.
(Schluß folgt.)

Der fränkische Minister Mengand in Helvetien und die Mönche von Engelberg im ehemaligen Kanton Waldstätten 1798. *)

Der Stifter der berühmten Benediktinerabtei Engelberg in Obwalden war Conrad Freiherr von Seldenbüren im Kanton Zürich. Im Jahr 1082 legte er in dem von majestätischen Schnee- und Eismassen umgebenen noch ganz unangebauten Thal ob Wolfenschieß den Grund zu dem Gotteshause und wußte für seine fromme Stiftung bei Kaiser und Papst wichtige Immunitäten und Rechte auszuwirken, nahm dann selbst das Ordenskleid und starb als Laienbruder.

Die Nähe der Abtei lockte im Laufe der Jahre Ansiedler herbei; sie ließen sich in der Umgegend nieder, reuteten den Wald aus und verwandelten das sonst nur von wilden Thieren bewohnte Thal in einen Aufenthalt glücklicher Menschen, deren Zahl gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf nahezu 1300 Seelen angestiegen war. Die Colonisten wurden Gotteshausleute und erkannten ohne Widerspruch die Oberhoheit des Gotteshauses an. Sie scheinen von demselben auch mild und wohlwollend behandelt worden zu sein, weshalb trotz der Umgebung freier Gemeinwesen nie ein Versuch zur Beseitigung der Vorrechte der Abtei gemacht wurde, wie sie denn auch ihre Civilobrigkeit größtentheils selbst besetzen durften.

Der damalige Prälat Leodegar Salzmann von Luzern wird als einer der ehrwürdigsten und verdienstesten Männer der Eidgenossenschaft zu seiner Zeit bezeichnet und vollends als der größte Wohlthäter der Thalleute in Engelberg. Um müßigen Weibspersonen und Kindern Arbeit und Brod zu verschaffen, hatte er schon 1769 eine Handlung von roher Giletseide, die gekäult und gekämmelt wurde, aus eigenen Mitteln errichtet und diese nebst Fabrik nach Erlangung der Abtwürde auf Kosten des Klosters dermaßen erweitert, daß jährlich fünf bis sechstausend Gulden als Arbeitslohn ins Thal kamen. Derselbe veranlaßte die Einführung der Seidenkämmler und Käulner auch in Schwyz, Unterwalden und der Republik Gersau, wodurch zur Zeit der Helvetik mehrere tau-

*) Mit Vergnügen theilen wir unsern Lesern mit, daß Herr Professor Bott in den nächsten Nummern die Fortsetzung seiner Mittheilungen über Alt-rhätische Staatseinrichtungen liefern wird.